

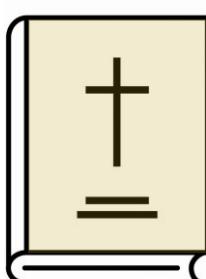
Bibel und Koran über Kismet

„Verkauft man nicht fünf Spatzen für zwei Pfennige? Und doch ist nicht einer von ihnen vor Gott vergessen. Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Kopf alle gezählt. Fürchtet euch nicht! Ihr seid mehr wert als viele Spatzen.“

(Lk 12,6 f.)



Der Mensch ganz klein. Das Großmächtige blickt herab. Gemalt von Herbert Landertinger.



ANGELIKA WALSER

Wer kennt es nicht – das „Raunen“ des Fatum, des Schicksals, in den klassischen Werken der Antike? Ödipus und Aeneas, Odysseus und Kassandra – sie alle haben keine Chance gegen das Fatum, sind ihm ebenso unterworfen wie die Götter und Göttinnen selbst. Alles ist vorherbestimmt: Liebe und Tod, Triumph und Niederlage. In der Bibel dagegen findet sich diese Idee kaum oder gar nicht, dementsprechend kennt auch das „Theologische Begriffslexikon zum Neuen Testament“ keinen Eintrag zu „Schicksal“.

Einige wenige und sehr spärlich belegte Begriffe können allerdings als Nachweis für die Idee einer göttlichen „Vorsehung“ deutet werden: Das griech. Verb „proginosko“ = „vorherwissen, vorher erkennen“ besagt bei Paulus im Brief an die Gemeinde in Rom, dass Gott einen Plan für sein Volk hat: Im Voraus hat er die von ihm Berufenen bestimmt, Christus nachzufolgen (Röm 8,29); Israel bleibt sein im Voraus erwähltes Volk (Röm 11,2). Die von ihm Berufenen können sich umgekehrt laut 2 Petr 3,17 auf Gottes Vorsehung verlassen: Jesus Christus wird eines Tages zum Gericht wieder kommen.

Was im Hellenismus also unpersönliches Schicksal oder Fügung ist, wird im biblischen Sprachgebrauch personalisiert: Gott stiftet die Beziehung zu seinem Volk und leitet es durch die Zeit. Dementsprechend ist an einigen wenigen Stellen auch von der Vorsehung Gottes im Sinne von Fürsorge die Rede (griech. *pronoeo* = voraussehen, vorsorgen): In Weis 6,7 trägt Gott Sorge für Klein und Groß und im eingangs genannten Zitat sorgt er sich sogar liebevoll um Spatzen und um Haare auf Menschenköpfen.

Für eine biblische Lehre von der Vorsehung reichen diese Stellen allerdings nicht aus. Es ist vielmehr die stoische Philosophie, welche eine nicht personal gedachte göttliche Vernunft annimmt, die die Welt ordnet und lenkt. In diesem gewalti-

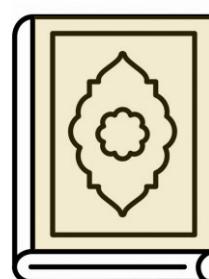
gen Masterplan hat alles seinen Platz und Sinn. In der frühchristlichen Theologie und insbesondere im Naturrechtsdenken verschmelzen beide Welten miteinander: die Vorstellung einer göttlichen Vernunft, eines „Logos“, welche auch die Gesetzmäßigkeiten in der Natur weise eingerichtet hat, obwohl sie manchmal der Einsicht des Einzelnen verborgen sind; und das biblische Glubensbekenntnis zu Jesus Christus, der Schöpfungsmittler, Richter und Erlöser ist.

Heute steht das Ergebnis dieser Entwicklung nicht nur theologisch-ethisch vor so manchem Problem, indem z. B. häufig die Begriffe „Natur“ und „Schöpfung“ gleichgesetzt werden oder der Wille Gottes fälschlich als Legitimation zur Begründung menschengemachter Normen strapaziert wird.

Auch die pastorale Vermittlung fällt schwer. Allzu oft wird Gott auch heute noch in frommen Floskeln als „Superdaddy“ präsentiert, auf dessen angebliche Vorsehung sich alles und jedes zurückführen lässt: der Lawinenabgang, der Unfalltod eines jungen Motorradfahrers, der Terroranschlag eines Attentäters oder das Coronavirus. Der Mensch kann auf so totale Festlegung durch einen offensichtlich völlig willkürliche agierenden Gott nur mit ohnmächtigem Fatalismus oder angesichts des Scherbenhaufens Welt nur mit der Verneinung der Existenz dieses Gottes reagieren. Statt solcher Schicksalsergebnigkeit bietet die Bibel eine alternative theologische Denkform an. Sie begreift den Menschen als echtes Gegenüber Gottes, als das Geschöpf, das Gott aus Liebe in die Freiheit entlassen hat. Zur Verantwortung begabt und deshalb auch fähig zur Schuld. Zur Hoffnung berechtigt, dass manches Undurchschaubare sich ganz am Ende vielleicht doch erschließen mag.



Angelika Walser
ist Professorin für Moraltheologie/
Spirituelle Theologie,
Vizedekanin der Theologischen
Fakultät der Universität Salzburg.



MOUHANAD KHORCHIDE

Eine der ersten Fragen, die von muslimischen Theologen kontrovers diskutiert wurde, war die nach der Freiheit des Menschen im Angesicht der Allmacht Gottes. Diese Debatte entflammt kurz nach dem Tod Mohammeds (632), als die Umayyaden (Kalifat 661 bis 750) das Kalifat gewaltsam an sich gerissen hatten, und zwar mit der Berufung auf Gottes Schicksal.

Der Argumentationsstrang ging in etwa so: Gott ist allmächtig, daher geschieht nichts in der Welt, was Gott nicht will. Dass der Kalif die Herrschaft erfolgreich eingenommen hat, deutet darauf hin, dass dies dem Willen Gottes entspricht, sonst hätte Gott dies nicht zugelassen. Jegliche Opposition zum Herrscher ist daher auch Opposition zu Gott und somit eine Form der Häresie, die niedergeschlagen gehört. Und so fand langsam die Idee der Alleinwirksamkeit Gottes und die damit zusammenhängende Position des Determinismus Einzug in die islamische Theologie.

Berufen haben sich die Theologen, die diese Position vertraten, auf den Vers 178 der siebten Sure, wonach es nur Gott obliegt, Menschen zu rechtleiten. Die politische Opposition hat diese Form der Legitimation von Herrschaft mit dem Verweis auf Verse wie 17:15 abgelehnt. In diesem Vers wird die Freiheit und somit die Verantwortung des Menschen für sein Handeln unterstrichen. Es sei der Mensch, der sich selbst rechtleite, und nicht Gott. Wir stehen hier vor zwei Versen, die exemplarisch für zwei konträre Positionen im Koran sind. Wie ist dies zu erklären?

Koran 7:178, der von der Alleinwirksamkeit Gottes spricht, wurde in Mekka verkündet, und zwar in einem Kontext, in dem der Prophet gegen diejenigen argumentierte, die meinten, das gesamte Geschehen ihres Lebens selbst deuten und nachvollziehen zu können. Er forderte sie auf, eine Haltung der Demut einzunehmen, das eigene Leben auch ohne endgültige Erklärungen anzunehmen. Die Adressaten des zweiten, ebenfalls mek-

kanischen Verses (Koran 17:15) waren Menschen, die jegliche Verantwortung ihres Handelns auf Dritte delegiert hatten, um sich einer Rechenschaft dafür zu entziehen. Hier greift der Koran ein, um an die Eigenverantwortung für sein Leben zu erinnern.

Im Verlauf der islamischen Ideengeschichte bildeten sich zwei konkurrierende theologische Positionen. Die eine argumentierte mit der Souveränität Gottes, dessen Allmacht eine alles kontrollierende und somit determinierende Macht sei, in der kaum Raum für einen menschlichen freien Willen bleibt. Die andere konzentrierte sich auf diejenigen Verse, die von der Freiheit des Menschen ausgingen. Erstere Position hat sich viel stärker durchgesetzt, nicht zuletzt, weil sie vielen Herrschern, die nach einer göttlichen Legitimation suchten, entgegenkam. Die zweite war eher die, die von der politischen Opposition vertreten und daher oft unterdrückt wurde.

Im sunnitischen Islam zählt heute der Glaube an das Schicksal als eine Art Vorherbestimmung zu den Glaubensgrundsätzen der Religion. Moderne Interpretationen weisen jedoch diesen religiösen Determinismus zurück. Sie sprechen vielmehr vom Menschen als selbstbestimmtes Subjekt. Diese Freiheit des Menschen steht keineswegs in Konkurrenz zu göttlicher Freiheit, denn Gott ist es, der dem Menschen Freiheit geschenkt hat. Es entspricht daher dem Willen Gottes, dass der Mensch sich selbst bestimmt. Und damit der Mensch sein Leben planen und kultivieren kann, hat Gott die Welt so erschaffen, dass sie bestimmten Gesetzmäßigkeiten folgt, die der Mensch erforschen und nutzbar machen kann, und genau hier liegt die Bedeutung des Schicksals, keineswegs in Richtung Determination des Menschen.



Mouhanad Khorchide ist Leiter des Zentrums für Islamische Theologie und Professor für Islamische Religionspädagogik an der Universität Münster.